Ein spezieller Fall

von Ismael

Laura Winter saß im Wartezimmer von Doktor Allen Miller und warf einen missmutigen Blick hinaus durch die Fenster, hinter denen ein malerischer Sommertag sich dem Ende zuneigte, dessen gleißendes Licht jeden wehmütig gestimmt hätte, diesen Augenblick nicht draußen zu verbringen. Zumal wegen einer Sache, wegen derer sie sich bereits auf dem Hinweg Vorwürfe gemacht hatte, zu heftig zu reagieren. Besser wäre es wahrscheinlich, sie würde sich damit auseinandersetzen, warum sie sich so verhielt, anstatt andere mit Sorgen zu behelligen, deren Ursprung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gänzlich anderswo lag. Doch so sehr sie sich zu überzeugen versuchte, wehrte sich tief in ihr etwas gegen derartige Beschwichtigungen und beharrte auf dem Ernst einer Lage, die ihr vollkommen unklar war. Vielleicht war es auch nichts derart Hochtrabendes, was sie bewog, nicht aufzustehen, um sich draußen an der nächsten Ecke ein Eis zu kaufen und ihre Laune bei einem Spaziergang zu vergessen. Vielleicht lag es daran, dass sie in der beschwichtigenden inneren Stimme die Stimme ihres Mannes Tim erkannte, der jeder ihrer Ahnungen und Befürchtungen stets mit laienpsychologischen Einwänden begegnete, anstatt ihr zuzuhören. Wie und warum auch immer, sie blieb sitzen und wartete.

Die Frau neben ihr wurde aufgerufen, immerhin ging es vorwärts. Noch zwei weitere und sie wäre dran, falls Doktor Miller zu den Ärzten gehörte, die ihre Patienten nach der Reihenfolge ihres Eintreffens behandelten und nicht nach der Zahlungsfreudigkeit ihrer Krankenkasse.

Und natürlich hatte sie nichts zu lesen dabei. Sie ließ ihre Augen über den Tisch mit den Zeitschriften gleiten. Das Übliche: Gartenpflege, Fernsehen, Prominente, ein wenig weichgespülte Politik. Sie schob die Zeitschriften mit der Hand hin und her, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht etwas übersehen hatte, als sie plötzlich verwundert inne hielt. Den „Geographical Obsever" hätte sie an vielen Stellen erwartet, aber sicherlich nicht im Vorzimmer eines Allgemeinmediziners, der sich um die Leiden der Nachbarschaft kümmerte und die Hälfte seiner Zeit mit dem Hören der aus Langeweile und Überdruss geborenen Anekdoten seiner Patienten beschäftigt war. Nicht das sie sich großartig für Geographie interessiert oder den Observer selbst gelesen hätte. Tim hatte einen Lehrstuhl für Geographie an der kleinen Universität der Nachbarstadt und schwärmte jedes Mal, wenn es

ihm, was nicht oft der Fall war, gelang, einen seiner zahlreichen Artikel beim Observer unterzubringen. Sie nahm die Zeitschrift in die Hände und sah sich das Inhaltsverzeichnis an. Bei den meisten Artikeln konnte sie nur mühsam einen Zusammenhang zwischen den Titeln und dem Inhalt herstellen, da sie nicht über das entsprechende Fachvokabular verfügte. Die anderen interessierten sie nicht.
Nein, die Sache war zu blöd. Sie konnte gar nichts lesen, so sehr machte sie sich verrückt. Sie war mit Tim am Strand gewesen, vor einigen Wochen, an einem der ersten Tage, deren laue Luft und bereits wärmende Sonne, wie das Versprechen eines schönen Sommers waren. Zum Baden war es natürlich noch zu kalt gewesen, doch man konnte schon die Schuhe ausziehen und barfuss laufen, ohne zu frieren. Es war schön zu spüren, wie der Sand durch die Zehen drang und die Füße bei jedem Schritt leicht einsanken. Die zusätzliche Kraft die es kostete, machte Laura Lust auf mehr Bewegung, darauf, ihren Körper zu spüren, seine Kraft und Schnelligkeit, die er trotz ihrer bereits 35 Jahre noch immer nicht eingebüßt hatte. Sie lief zum Wasser, wo zahlreiche von Meer flach geschliffene Steine lagen.
„Na, wie oft kannst du sie hüpfen lassen?“, rief sie Tim zu, der sie zärtlich lächelnd betrachtet, mit diesem Blick, den sie liebte, weil eine so tiefe und aufrichtige Zuneigung in ihm lag. Eigentlich war das keine Kunst, schließlich waren sie erst zwei Jahre zusammen. In solchen Momenten jedoch war Laura überzeugt, es würden noch viele viele mehr werden.
„Du weißt, ich schlage dich jeder Zeit“, entgegnete er, kam zu ihr gelaufen und ließ einen Stein über die fast vollkommen ruhige Oberfläche des Meers springen.
„Elf!“, rief er triumphierend.
„Niemals!“, neckte sie ihn, „höchstens sieben.“
Wie Kinder brachten sie die nächsten Minuten damit zu, Steine über das Wasser hüpfen zu lassen und sich zu freuen, ob sie nun sprangen oder mit einem dumpfen Geräusch gegen eine der kleinen Brandungswellen trafen und vom Wasser verschluckt wurden. Laura wollte gerade einen neuen Stein aufheben, als sie plötzlich etwas entdeckte, das ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Wenn ich eines der Ereignisse in meinem Leben rückgängig machen könnte, so wäre es die Begegnung mit Laura Winter. Von allen Ärzten der Umgebung musste sie ausgerechnet zu mir kommen. Am Anfang fiel mir nichts Besonderes an ihr auf, eine

Patientin, die psychisch angegriffen erschien und über Kopfschmerzen klagte, offensichtlich psychosomatisch verursacht. Das schien auf der Hand zu liegen.
Und jetzt sitze ich hier, spiele mit dem schrecklich pathetischen Gedanken, die ganze Geschichte für die Nachwelt aufzuschreiben, wer auch immer das sein soll, meine Praxis zu schließen und mich irgendwohin zurückzuziehen, wo so wenig Menschen wie möglich wohnen, um dort das Ende meines Lebens zu beschließen, so es denn irgendwann zu Ende gehen sollte. Doch irgendetwas fehlt in Laura Winters Geschichte, ein letztes Puzzlestück, das ihr den Sinn gibt, der nur aus Andeutungen besteht.
Doch eins nach dem anderen. Ja, ich schreibe es auf. Und wenn es nur ein paar Seiten sind, die wahrscheinlich niemals jemand lesen wird, weil keiner sie veröffentlichen oder lesen würde. Laura Winter kam also in meine Praxis. Sie klagte über Kopfschmerzen und nachdem ich sie ein wenig befragt und ein paar Andeutungen über ihren in meinen Augen beunruhigenden psychischen Zustand gemacht hatte, rückte sie damit heraus, die Kopfschmerzen hätten mit einem seltsamen Erlebnis zu tun, über das sie bislang mit niemandem gesprochen hätte. Daraufhin erzählte sie mir eine etwas verworrene Geschichte über einen Stein, den sie gefunden hatte. Seitdem hatte sie häufig Kopfschmerzen, manchmal verschwamm ihr auch die Sicht und die Dinge in ihrer Umgebung sahen aus wie in einen Schleier gehüllt.
Für Laura Winter schienen beide Ereignisse, die Geschichte mit dem Stein und ihre körperlichen Symptome, in einem ursächlichen Zusammenhang zu stehen, was ich als Zeichen ihrer angegriffenen Psyche deutete, denn was sollte ein verlorenes Mitbringsel vom Strand mit ihren Kopfschmerzen zu schaffen habe. Zumal sie auf etwas eindringlicheres Nachfragen hin gestand, vor ihrem Spaziergang mit ihrem Mann einen Joint geraucht zu haben, um die Sache etwas lustiger zu gestalten. Sie versicherte mir, dergleichen nur sehr selten zu tun, doch gerade dadurch wurde natürlich die Wirkung gesteigert. Ich versuchte, sie zu beruhigen, verschrieb ihr ein pflanzliches Schmerzmittel und riet ihr, Tagebuch zu schreiben, um die Turbulenzen in ihrem Leben besser verarbeiten zu können. Sie schien beruhigt zu sein, wenn auch nicht ganz, schüttelte mir die Hand und ging. Ich dachte nicht, sie wieder zu sehen. Doch da lag ich leider vollkommen falsch.

Auf den ersten Blick sah es aus wie ein beliebiger Stein, bis auf die tief schwarze Farbe. Laura hob ihn auf und betrachtete ihn genauer. Seine Ausmaße entsprachen recht genau einer Streichholzschachtel, doch war die Form bei weitem perfekter, als wäre sie von einer Millimeter genau arbeitenden Apparatur aus einem massiven Block heraus geschnitten worden. Die Oberfläche wies keine Kratzer oder sonstigen Spuren auf, nicht die kleinste Unebenheit.

Laura wendete den Stein interessiert hin und her. Einen Augenblick dachte sie, ein Stück Marmor oder eine kleine Fliese, mit hoher Kunstfertigkeit und aus besten Materialien gefertigt, in der Hand zu halten. Das war durchaus möglich, schließlich lagen im Nachbarort viele Luxusjachten vor Anker, in deren Bäder und Küchen derartiger Stein durchaus gut gepasst hätte. Aber wer sollte ein so exaktes Stück aus irgendeiner Einrichtung herausbrechen und anschließend über Bord werfen und vor allem wie. Zumal der Stein, wenn es denn einer war, zwar wirkte wie Marmor, jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keiner war. Laura sah zu Tim hinüber, der ausgestreckt im Sand lag, mit unter dem Kopf gefalteten Händen in die Betrachtung der Wolken versunken. Es war nur ein kleiner Unterschied, doch war er zu deutlich, zu ins Auge springend, als das Laura ihn nicht gesehen hätte. Es war dieses kleine bisschen mehr an Perfektion, dieses vollkommene Schwarz, die exakt geschliffenen Ecken, an denen man sich hätte stechen können und die absolute Ebenheit der Oberfläche, nicht von der kleinsten Welle, dem minimalsten Riss, beeinträchtigt, die sie zugleich faszinierten und ihr einen seltsamen Schauer über den Rücken jagten.

Es war, als würde mit diesem Stein in ihrer Hand ein kleiner Sprung in ihrem bislang so fest gefügten Weltbild entstehen, denn, so spürte sie, eigentlich hätte es so etwas gar nicht geben dürfen, etwas, das in der absoluten Geschlossenheit seiner Farbe und Form so unauffällig und doch grundlegend von allem abwich, was Natur und Mensch hätten erschaffen können. Sie wendete das Ding in ihrer Hand. Zu dem schleichenden Entsetzen, das in den letzten Minuten in ihr aufgestiegen war, kam im ersten Moment plötzliches Erschrecken hinzu. Die Rückseite zeigte knapp zwanzig Zeichen, die sie nach kurzem Überlegen als Reihung der römischen Ziffern eins und zwei identifizierte. Im gleichen Moment beruhigte sie sich wieder.

Zwar hatte sie nicht die geringste Ahnung, was sie da in der Hand hielt und zweifelsfrei war es irgendetwas besonderes, doch einwandfrei von Menschen gemacht.
„Von wem auch sonst?“, dachte sie und lächelte.
Das musste sie Tim zeigen. Das würde ihn bestimmt interessieren. Sie schloss die Hand um den Stein und lief lachend zu ihm hinüber.
„Wenn du mir sagen kannst, was ich in der Hand halte, schlage ich dich für den Nobelpreis vor.“, sagte sie grinsend.
Plötzlich fühlte ein Ziehen in der Handfläche, kein eigentlicher Schmerz und doch äußerst unangenehm. Sie öffnete die Finger und ihre Hand war leer. Tim schaute sie verwundert an. Laura war so perplex, dass sie in ihre andere Hand schaute, um sicherzustellen, keiner Verwechslung unterlegen zu sein. Da war kein Zweifel, sie hatte den Stein weder fallen gelassen noch ihn verloren und doch war er nicht da. Der Schrecken, den sie bei der anfänglichen Betrachtung des Dings empfunden hatte, kehrte zurück, doch sie riss sich zusammen. Natürlich hatte sie ihn verloren, sonst wäre er ja noch immer in ihrer Hand und ein Loch hatte diese schließlich auch nicht.
„Reingelegt!“, lachte sie so ungespielt wie möglich und glaubte fast selbst, es sei im Grunde nichts passiert.

Ich weiß nicht, was in letzter Zeit mit Laura los ist. Vor ein paar Wochen war sie noch so gut drauf wie immer, unternehmungslustig und auf ihre etwas übermütige Art ständig zu Scherzen aufgelegt. Doch seit dem der Sommer angefangen hat, ist sie irgendwie anders. Dabei hatte sie sich so gefreut als der Winter vorbei ging und wir zu unserem ersten Spaziergang am Strand aufbrachen. Von einem Moment auf den anderen veränderte sich ihre Laune. Ihre Fröhlichkeit bekam plötzlich etwas Künstliches, um spätestens eine Viertelstunde später in Zurückgezogenheit und Reizbarkeit umzuschlagen. Es ist, als wäre sie von einem Moment auf den nächsten in eine Depression gerutscht, die bis heute anhält.
Ich überlege die ganze Zeit, woran es liegen könnte, doch mir fällt keine Antwort ein. Zuerst dachte ich, es könne mit unserem Kinderwunsch in Zusammenhang stehen. Wir versuchen es nun schon seit drei Monaten ohne Erfolg, doch eigentlich ist das kein Grund, gleich in schlechte Laune, geschweige denn eine Depression zu verfallen, schließlich sind drei Monate nichts Besonderes, zumal wir nicht täglich miteinander schlafen.

Eigentlich haben wir in letzter Zeit kaum noch Sex, denn auch hier zieht Laura sich immer mehr von mir zurück, ebenso, wie sie mich weniger in den Arm nimmt, mir nicht mehr jedes Mal beim Gehen einen Kuss gibt und auch ansonsten körperlich zwar nicht kühl, aber doch reserviert ist. Für einen kurzen Augenblick habe ich überlegt, ob sie wohl schwanger war, das Kind verloren hat und sich nicht traute, es mir zu sagen, doch das ist natürlich Blödsinn. So ein Mensch ist sie nicht. Sie hatte nie Geheimnisse vor mir und es ist nichts zwischen uns vorgefallen, das sie veranlassen könnte, sich diesbezüglich, zumal in so wichtigen Dingen, anders zu verhalten.
Ich könnte ihr gegenüber verständnisvoller sein, das ist mir klar. Und so trage ich wahrscheinlich meinen Teil dazu bei, das sie sich mehr und mehr einigelt. Ausgerechnet jetzt stehe ich unter großen Druck. Den Lehrstuhl für Geographie habe ich erst seit zwei Jahren und wenn ich ihn nicht wieder loswerden will, weil sie mich nach Ablauf der vereinbarten Befristung von fünf Jahren negativ evaluieren, muss ich mein Forschungsprojekt über die kulturelle Relevanz der umliegenden religiösen Stätten vorantreiben, was unsäglich viel Zeit verschlingt, da ich zwar gute Mitarbeiter habe, jedoch jeden Antrag noch einmal selbst durchgehen muss, damit nichts daneben gehen kann. So ertappe ich mich dabei, Laura immer wieder mit Beschwichtigungen zu begegnen, halbseidenen Versuchen, sie zu beruhigen. Das macht die Sache natürlich nicht besser.

Aus irgendeinem Grund habe ich Laura Winter nie vergessen. Da war etwas in ihrer Art, das mir fest in Erinnerung blieb, auch wenn ich im Grunde jeden Tag Dutzende von Frauen mit ähnlichen Symptomen behandelte und mir häufig wünschte, es gäbe weniger Psychosomatiker auf dieser Welt. Nachdem sie gegangen war, dachte ich lange nach und war froh, nur noch ein oder zwei Patienten zu haben, bis ich die Praxis schließen konnte, um mich meinem Feierabend zu widmen. Es war nicht ihr Fall oder jene wirre Geschichte, die sie mir erzählt hatte, von denen meine Aufmerksamkeit beansprucht wurde. Es war die emotionale Wirkung, die sie bei mir hinterließ. Einerseits tat sie mir unendlich leid, anders jedoch als die Patienten, denen ich - das bringt der Beruf leider mit sich - schlechte Nachrichten verkünden musste, anders gerade, weil es in ihrem Fall rein gesundheitlich betrachtet nichts Negatives zu diagnostizieren gab, ja nicht einmal Anlass bestand, sie an irgendjemanden zu

überweisen, um zusätzliche Untersuchungen anzustellen. Es lag etwas Tragisches in ihrer Ausstrahlung, als wäre sie ein verlorenes Wesen, das gerade erst begonnen hat, den Faden seines erschreckenden Schicksals zu verstehen und bereits zum Zeitpunkt dieses äußersten Beginnens zutiefst erschauert. Dieser dezente, unterschwellige Schrecken übertrug sich auf mich und verankerte die Erinnerung an ihre Gesichtszüge, ihre Stimme, ihre Körperhaltung, ihre ganze Person, tief in meinem Gedächtnis.

Es war etwa sieben Jahre nach diesen Ereignissen, als Laura Winter wie jeden Abend vor dem Spiegel stand und eingehend ihren Körper betrachtete. Sie war fast wieder wie früher, abgesehen von einer latenten Ängstlichkeit, die über sie hereinbrach wie aus dem Nichts und - so mutmaßte sie - bestimmt auch für die Träume verantwortlich war, wegen derer sie schweißgebadet aufwachte, wissend etwas Schlimmes geträumt zu haben, das jedoch stets vollkommen aus ihrer Erinnerung getilgt war. Tim war mittlerweile ein anerkannter Professor, sein Spezialgebiet noch immer die Riten und Religionen des lokalen Umlandes. Laura hatte sich mit seiner Arbeitswut gut arrangiert, auch wenn sie es schade fand, deswegen nicht Mutter geworden zu sein.
Vor dem Spiegel ihre Haut zu untersuchen, war ein Ritual das sie sich vor vielen Jahren auf Geheiß ihres Hautarztes hin angewöhnt hatte, der ihr versicherte, es bestünde zwar keinerlei gesundheitliches Problem, jedoch betonte, damit dies auch so bliebe sei es gut, wenn sie ihre Haut regelmäßig einer kleinen Inspektion unterziehe, damit keiner ihrer vielen Leberflecken auf die Idee käme, sich selbständig zu machen. In all diesen Jahren war Laura nie etwas aufgefallen. Die Betrachtung ihres eigenen Körpers vereinte sie mit sich selbst, an manchen Tagen gesellte sich auch eine autoerotische Komponente dazu, die ihr das Gefühl gab, schön und begehrenswert zu sein. Das waren Abende, an denen sie Tims Aufmerksamkeit zu erringen versuchte und die sehr schön werden konnten, sofern er nicht wieder vollkommen weggetreten über irgendeine anstehende Veröffentlichung gebeugt war. Der „Geographical Observer“ nahm seine Artikel jetzt regelmäßig und hatte sich zur führenden Fachzeitschrift für interdisziplinäre Geographie entwickelt.
Diesmal war es anders. Als sie sich gerade wieder anziehen

wollte, bemerkte sie eine kleine, merkwürdig aussehende Stelle auf ihrem rechten Unterschenkel. Die ihr bekannten Hautkrankheiten sahen anders aus, passiert war ihr auch nichts, ein Hämatom also ausgeschlossen, und doch war da diese seltsam gefärbte Stelle, ungefähr zwei Zentimeter im Durchmesser und machte nicht den Eindruck, als würde sie von selbst wieder verschwinden. Sie fuhr mit dem Finger darüber. Die Stelle war leicht erhaben, das hatte Laura erwartet. Das eigentlich seltsame aber war, wie die Haut sich anfühlte. War ihre Haut sonst trotz ihrer mittlerweile gut 40 Jahre noch immer glatt und weich, fühlte sie sich hier eigentümlich rau an und war von einer Farbe, die Laura trotz aller Anstrengungen nicht zu dem ihr bekannten Farbspektrum in Beziehung setzen konnte. Sie spürte einen Anflug von Panik in sich aufsteigen und atmete im gleichen Augenblick tief ein und aus, um ihn niederzuringen und nicht die Kontrolle zu verlieren. Sie war so ein Mensch. An ihrem Körper musste sich nur eine Kleinigkeit verändern und schon geriet sie aus der Bahn, sah sich mit schweren Krankheiten darniederliegen und schließlich qualvoll sterben. Laura versuchte zu lächeln. Manchmal half das und sie gewann wieder Boden unter den Füßen. Diesmal nicht. Den Meisten wäre die Stelle nicht einmal aufgefallen, ebenso wenig wie die meisten sich an die Jahre alte Anweisung eines Arztes halten würden, der mit guten Gründen als übervorsichtig hätte bezeichnet werden können. Was sie davon abhielt, die Sache damit abzutun, sie hätte sich gestoßen und einen blauen Fleck davongetragen, waren vor allem zwei Dinge. Zum einen hatte sie so etwas bislang weder gesehen noch davon gehört, doch das konnte ihrer von verdrängter Hypochondrie befeuerten Einbildungskraft entspringen; viel schlimmer war ein Gedanke, den sie nicht ganz zuließ, der sich aber trotzdem in ihr artikulierte. Die Stelle fühlte sich weder krank noch verletzt an und das mißhagte Laura mehr als der Gedanke an die meisten Krankheiten. Das war auch der Grund, weshalb sie nicht zum Arzt ging. Sie versuchte, sich zu sagen, sie gehe nicht, weil sie den Doktor nicht mit ihren Spinnereien behelligen wolle, doch tief in ihrem Innern wusste sie, der Grund war ein gänzlich anderer, entgegen gesetzter; die Angst zu hören, es sei keine Krankheit feststellbar.

Eigentlich scheint alles in Ordnung. Laura steht auf, geht zur Arbeit, liest abends noch ein bisschen, wir unterhalten uns, ja auch die Phase ihrer körperlichen Reserviertheit ist vorbei.

Zudem sieht Laura aus wie Anfang dreißig, worum die meisten meiner Freunde mich beneiden. Alles Bestens. Und doch wird Laura mit mittlerweile fremd. Ich weiß nicht, woran es liegt, denn eigentlich ist sie wie immer und doch ist irgendetwas anders. Das hatte sie schon einmal, vor Jahren. Damals war die Sache dann aber irgendwann wieder in Ordnung, vielleicht hatte ich mich damals auch getäuscht und lediglich meine eigene Unsicherheit auf sie übertragen. Meine Professur raube mir damals den letzten Nerv, so hart hatte ich für sie gearbeitet und so viel Angst hatte ich, sie wieder zu verlieren. Ich weiß noch, sie erschien mir irgendwie depressiv, als würde sie neben sich stehen. Das ist diesmal anders. Sie zeigt keinerlei Anzeichen einer psychischen Verstimmung und trotzdem fühle ich mich in ihrer Gegenwart manchmal an jene Geschichten erinnert, in denen ein Mensch durch eine Kopie ersetzt wird. Das ist natürlich Blödsinn, doch ich werde den Gedanken nicht los. Nachdem wir neulich miteinander geschlafen haben fiel mir ein kleiner kreisrunder Fleck an ihrem Unterschenkel auf. Ich fuhr mir der Hand darüber und sah ihn mir an. Als ich Laura fragte, was das sei und ob sie es nicht mal einem Arzt zeigen wolle, zuckte sie nur mit den Achseln und meinte, es sei sicherlich nichts Besonderes.

Das passt nicht zu ihr. Normalerweise hätte sie nicht einmal zugelassen, dass ich mir so was näher ansehe und auf meine Frage auf jeden Fall gereizt, wenn nicht gar entsetzt reagiert, so viel Angst, wie sie vor Krankheiten hat. Aber es wird schon alles in Ordnung sein und prinzipiell ist es gut, wenn ihre hypochondrischen Anflüge sich verflüchtigen, um etwas mehr Gelassenheit Platz zu machen. Das predige ich ihr schließlich seit Jahren. Es ist nur: Dieser Zug gehörte so entschieden zu ihrem Charakter und war so hartnäckig, dass es mich nun ungläubig stimmt, wie schnell und gänzlich sie ihn abgelegt zu haben scheint. Ich sollte die Dinge nehmen, wie sie sind und mich für Laura freuen. Das wäre auch für mich leichter, schließlich fängt bald mein neues Forschungsprojekt an, nach endlosem Hin-und-Her, zu teuer, zu groß, zu spekulativ, bis die Forschungsgesellschaft die Gelder endlich bewilligt hat.

Grabungen zwei Kilometer vor der Küste sind zugegebenermaßen wirklich teuer und auch technisch gesehen äußerst schwer zu realisieren, aber wenn wir auch nur die Hälfte von dem finden, was ich erhoffe, wäre dies eine kleine Sensation. Unsere Stadt wäre plötzlich nicht mehr nur den Leuten im

Umkreis von 200 Kilometern ein Begriff und ich bräuchte mir um meine berufliche Laufbahn nie wieder auch nur die geringste Sorge machen, da es sich hierbei um einen der Erfolge handeln würde, von denen man auch unter heutigen Bedingungen als Wissenschaftler bis zur Emeritierung zehren kann. Alle religiösen Kultstätten, die ich zusammen mit Archäologen, Anthropologen, Historikern und anderen Kollegen in den letzten zehn Jahren im Umland erschlossen habe, waren für sich genommen nicht mehr als relativ unbedeutende Fundstücke, zumindest wenn man sie mit dem vergleicht, was Fachkollegen bei ihren großen Expeditionen bis in die hintersten Winkel der Erde zu Tage fördern. Doch wir haben lange gearbeitet und die Indizien Stück für Stück zusammengesetzt. Irgendwo da draußen, darauf deuten all unsere Funde hin, vor der Küste, hoffentlich nicht allzu fern von dem Punkt, den ich als Beginn der Grabungen festgelegt habe, muss etwas Großes sein, etwas dessen Dimensionen und wissenschaftliche Relevanz alles, womit wir uns bislang beschäftigt haben, bei Weitem übertrifft. Wahrscheinlich projiziere ich meine Aufregung schon wieder auf Laura. Ein Fleck. Was soll schon sein und weshalb sollte sie sich deswegen auch aufregen. Nur die Farbe geht mir nicht auf den Kopf.

Obwohl sie seit Jahren nicht in meiner Praxis war und ich sie nur durch den einzelnen Besuch kannte, von dem ich bereits berichtete, erkannte ich Laura Winter sofort wieder. Als sie mein Behandlungszimmer betrat durchlebte ich einen jener Momente, der so bezeichnend für die menschliche Existenzweise ist, die tragisch ironische Brechung, von der sie durchzogen ist, und dies mit einer Eindringlichkeit, die zusammen mit Laura Winters Namen und Erscheinung abermals jenes ambivalente Gefühl in mir aufkommen ließ, welches ich vor Jahren nach ihrem Weggang empfunden hatte. Es war als würde ich mich selbst beobachten. Spontan fiel mir auf, eine wie schöne Frau sie noch immer war, in einem Alter, das bei den meisten Frauen bereits deutliche Spuren hinterlässt und sie nötigt, durch Charakter zu ersetzen, was sie an Aussehen verlieren. Zugleich jedoch mahnte ich mich, genauer hinzuschauen und meine Urteilsfähigkeit nicht zum Opfer naiver Begeisterung werden zu lassen. Genau betrachtet war es weniger Schönheit, was an ihr derart ins Auge stach - sie war eine überdurchschnittlich, jedoch nicht außergewöhnlich attraktive Frau - sondern eher Jugendlichkeit,

eine Jugendlichkeit, wie sie Mitte dreißigjährige besitzen, die sich gut gehalten haben und gerade zu verblühen beginnen. Dieser Zug entsprach derart exakt dem, was ich von Laura Winter im Gedächtnis behalten habe, dass ich mich nahezu fühlte, als läge ihr letzter Besuch statt sieben oder acht Jahren nur wenige Tage zurück. Faszination und Unbehagen schienen angesichts ihrer Person noch immer genauso eng zusammen zu liegen wie damals.

Ich wischte meine Grübeleien weg und bat sie, Platz zu nehmen und mir ihr Problem zu schildern. Sie wirkte ein wenig abwesend oder niedergeschlagen, das war schwer zu deuten, vielleicht auch gleichgültig. Zumindest waren, das konnte ich sofort merken, als sie zu sprechen anhob, ihre hypochondrischen Anflüge verschwunden, die mir damals sofort aufgefallen waren und mich vermuten ließen, sie könne depressiv verstimmt sein. Depressiv wirkte sie auf den ersten Blick freilich noch immer, doch eben nur auf den ersten. Sie war zu direkt und kraftvoll, als das sie die Antriebslosigkeit der Depressiven geteilt hätte. Wenn ich nicht wüsste, dass es höchstwahrscheinlich Unsinn ist, würde ich sagen, ihr Verhalten sei von einer Art unbewusster Schicksalsergebenheit gekennzeichnet gewesen.

„Ich habe da was an meinem Unterschenkel“, entgegnete sie auf meine Frage.

„Und deswegen sind sie hier?“, frage ich, mehr um zu sehen, wie sie sich verhalten würde, als in Erfahrung zu bringen, ob sie noch etwas anderes hatte.

„Mein Mann hat gesagt, ich sollte es mal einem Doktor zeigen“, entgegnete sie und die Beiläufigkeit, mit der sie die Worte „einem Doktor“ aussprach, ließ mich zweifeln, ob sie sich daran erinnerte, schon einmal hier gewesen zu sein. Das verwunderte mich. Nicht weil es für mich eine nazistische Kränkung darstellte, wenn jemand sich nicht an mich erinnerte. Doch sie hatte sich damals offensichtlich in einer psychischen Ausnahmesituation befunden und angesichts dessen war es widersinnig anzunehmen, sie könne sich nicht recht genau an die damaligen Umstände erinnern oder diese sogar vergessen.

„Wollen sie es mir einmal zeigen?“, fragte ich. Hätte sie in diesem Augenblick nein geantwortet, wäre mir das nicht einmal komisch erschienen, so wenig beunruhigt schien sie zu sein.

Doch sie stand auf, legte sich mit dem Rücken auf die Liege neben dem Fenster und ließ sich von mir untersuchen. Die Stelle war sofort zu erkennen. Ein etwa drei Zentimeter breiter, runder

Fleck. Ich habe in meinem Leben als Arzt schon viel gesehen, zumal in den Zeiten, in denen ich mich als angehender Mediziner damit durchschlug, als Beifahrer bei der örtlichen Ambulanz mitzufahren. Abgetrennte Gliedmaßen und offene Brüche habe ich schon viele gesehen. Doch dieser Fleck war weit schlimmer. So klar kann ich es nur rückblickend ausdrücken. Damals fühlte ich ein ebenso massives wie gleichzeitig unbestimmtes Unbehagen in mir aufsteigen. Es gibt ein Gefühl, das uns die Wirbelsäule empor kriecht und uns mit einem inneren Schrecken erfüllt. Ausgelöst wird es zumeist dann, wenn wir mit etwas konfrontiert sind, das Jenseits der unhinterfragten Voraussetzungen liegt, auf denen unsere Sicht der Welt basiert. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, das Telefon würde klingeln und die Stimme einer ihnen innig verbundenen verstorbenen Person sich melden, um ihnen mit freundlichen Worten zur letzten Beförderung zu gratulieren. Tote rufen nicht an und ob sie es nun nett meinen oder nicht, wenn sie es doch einmal täten, wären wir aufs Tiefste erschreckt und unser Weltbild aus den Fugen.

In vergleichbarer Weise erschütterte mich der Fleck auf Laura Winters Bein. Sicher, ich bin Allgemeinmediziner, kein Hautarzt und kein Krebsspezialist. Doch die Sache wäre auch jedem fortgeschrittenem Medizinstudenten ins Auge gesprungen. Weder entsprach seine Farbe irgendeiner Farbe, die ich in meinem Leben je gesehen habe oder basierend auf meiner Erfahrung auch nur hätte assoziieren können, noch hatte ich je eine vergleichbare Hautstruktur zu Gesicht bekommen.

„Tut die Stelle weh?“, fragte ich.

„Nein.“, entgegnete Laura Winter monoton.

„Wissen Sie seit wann Sie das haben?“

„Nein.“

„Verändert sich die Stelle?“

„Weiß nicht.“

Ich stellte wohl an die zwanzig vergleichbare Fragen. Doch alle Versuche, die Sache in irgend einer Weise mit den üblichen anamnestischen Mitteln einzugrenzen, scheiterte entweder an ihrer Unkenntnis oder mangelnden Bereitschaft, mir Auskunft zu geben. Ich frage sie, ob sie etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn ich eine kleine Gewebeprobe entnehmen würde, um diese zu untersuchen. Erwartungsgemäß stellte das für sie keinerlei Problem dar und sie ließ die damit verbundene Prozedur ausdruckslos über sich ergehen. Schwierig war es trotzdem, denn

ich hätte fast die Instrumente beschädigt, als ich versuchte, dem Gewebe auch nur einen kleinen Teil zu entnehmen, so widerstandsfähig war es.

Wie die Dinge sich in den letzten Jahren entwickelt haben, ist in jeder Hinsicht enttäuschend, beruflich wie privat. Lauras Geistesabwesenheit wurde immer stärker, obwohl sie im Grunde genommen genauso war wie immer, so paradox dies klingen mag. Es war zunehmend, als würde sie jede ihrer Handlungen ausführen, wie ein gelangweilter Schauspieler, der einem Skript folgt, mit dem er sich nicht identifiziert. Sie küsste mich und es fühlte sich an als würde sie gerade durch diesen Kuss den Kuss vermeiden wollen. Genau so war es, wenn sie sich mit mir unterhielt, wir zusammen essen gingen oder den Abend mit einer Flasche Wein beschlossen. Es kam mir gespenstisch vor. Schließlich hörte sie auf, mit mir zu schlafen und stellte wenig später jede Zärtlichkeitsbezeugung ein, blieb den kompletten Tag außer Haus und kehrte erst Abends zurück, um mit ausdrucksloser Miene im Sessel sitzend aus dem Fenster zu starren. Sie kam mir vor wie ein Mensch, der eine Aufgabe abgeschlossen hat und sich eine Verschnaufpause gönnt, bevor er die nächste in Angriff nimmt. Doch dieser Zustand hielt nur ein halbes Jahr an. Oder besser gesagt: ich habe ihn nur ein halbes Jahr mitbekommen, denn vor ziemlich genau einem Jahr stand Laura plötzlich aus dem Sessel auf, nachdem sie für Stunden in die Nacht gestarrt hatte, zog ihren Mantel an, nahm ihr Portemonnaie und verließ ohne etwas zu sagen das Haus, um bis heute verschwunden zu bleiben. Ich versuchte weder sie aufzuhalten, noch war ich sonderlich erschrocken. Auch wenn ich nicht damit gerechnet hätte, dass es so enden würde, erschien es mir, als es soweit war, doch wie die konsequente Weiterführung dessen, was sich zischen Laura und mir in den letzten Jahren abgespielt hat. Ich kann es nicht sicher sagen, es ist zu lange her und die Übergänge waren zu fließend, um sie genau datieren zu können; doch kommt es mir so vor, als hätte unsere Beziehung bereits zwei Jahre, nachdem wir uns verliebten, langsam begonnen, sich aufzulösen. Ich denke oft an jenen Tag am Strand zurück, als wir so glücklich waren und dann bilde ich mir ein, dies sei der Wendepunkt gewesen. Doch das ist sicherlich nur eine rückblickend vorgenommene Interpretation von Dingen, die in Wirklichkeit gänzlich anders verlaufen sind.

Eine Frage die ich nicht los werde ist, warum wir niemals Kinder hatten oder eigentlich eher, warum Laura in der ganzen Zeit nicht einmal schwanger geworden ist. Als wir zusammen kamen, haben wir uns viel über Kinder unterhalten und ich kann mich genau erinnern, wie sie mir damals verkündete, ihre Fruchtbarkeit sei ihr vom Frauenarzt bestätigt worden. Seitdem wir zwei Jahre zusammen waren, verzichteten wir stets auf jede Art von Verhütung. Nach einem Jahr ließ ich mich ohne ihr Wissen untersuchen. Die Ergebnisse ließen auf keinerlei Anomalie schließen, abgesehen von einer leicht reduzierten Spermienproduktion, welche die Ärzte als reguläre Schwankung bezeichneten. Entweder also, Laura hatte gelogen oder sie war in den letzten zwei oder drei Jahren unfruchtbar geworden. Doch es gab keinerlei Ereignis, das hierfür verantwortlich hätte sein können.

In letzter Zeit blieben die Patienten aus. Es war, als würden die Menschen sich weniger um ihre Gesundheit kümmern als sonst oder ihr schlicht mit Gleichgültigkeit begegnen. An vielen meiner Patienten war in der letzten Zeit eine Veränderung festzustellen. Menschen, die zuvor regelmäßig meiner Praxis aufgesucht hatten, um sich die notwendige Begleitung für den Umgang mit ihren chronischen Erkrankungen zu holen, Menschen, die zuvor wegen jedes Schnitts in den Finger, der nicht sofort zu bluten aufhörte, mein Wartezimmer belagerten, kamen erst seltener, dann gar nicht mehr. Ihrem endgültigen Fernbleiben ging stets eine Phase voraus, in der sie mir, was auch immer ich ihnen erzählte, merkwürdig abwesend erschienen, auch wenn sie im Grunde vollkommen normal agierten.
So kam es nun häufig vor, dass zwischen zwei Patienten eine oder zwei Stunden lagen, in denen ich nichts zu tun hatte - administrative Aufgaben erledige ich stets Zuhause - und mir die Zeit mit Lesen vertrieb. Ich weiß nicht warum, doch ich hege seit langem ein starkes Interesse für die kuriosen Gebiete der Geographie, weshalb ich den „Geographical Observer“ für das Wartezimmer abonniert habe. Wenn die neue Ausgabe da ist, nehme ich sie immer mit nach Hause und lese sie zu den Mahlzeiten, um sie mit ein paar Tagen Verspätung ihrem eigentlichen Platz im Wartezimmer zuzuführen.
An dem Tag, über den ich berichten möchte, nahm ich die aktuelle Ausgabe noch einmal zur Hand, um einen Artikel zu lesen, den ich Zuhause aufgrund mangelnden Interesses

übersprungen hatte. Ein Professor Stern äußerte sich in recht abfälligen Formulierungen über das Forschungsprojekt eines Kollegen, der unweit der hiesigen Küste seit Jahren den Meeresboden umgraben ließ, weil er darunter irgendeinen sensationellen Fund vermutete. Wenn ich es richtig verstand, war es dem Leiter des Projektes nicht klar, was er eigentlich suchte, folgte er doch einem Puzzle aus versteckten Hinweisen, das sich seiner Meinung nach aus der Kombination vieler einzelner Hinweise in lokalen Kultstätten zusammensetzen ließ, die er sämtlich gründlich erforscht und über Jahre ausgewertet hatte. Der Artikel machte mich neugierig und als ich mich gerade in die Details vertiefen wollte, betrat ein Mann meine Praxis, den ich bislang noch nicht kannte. Er wirkte wie meine Patienten, wenn sie ihre letzten Besuche bei mir gemacht hatten, gleichgültig und auf eigentümliche Weise schicksalsergeben. Doch zugleich schien ihn etwas anzutreiben.

Er blickte auf die Zeitung, welche ich noch immer aufgeschlagen in den Händen hielt und sagte mit ernstem Tonfall:

„Ich hoffe, Sie glauben nicht diesen Unsinn, den der gute Stern über mein Projekt schreibt?“

Im ersten Augenblick wußte ich nichts zu entgegnen, dann antwortete ich ihm, das Projekt selbst interessiere mich mehr als die Kritik durch Professor Stern. Das schien ihm zu gefallen und er verlor sich in einem langen fachlichen Dialog, von ich nur verstand, die bisherigen Grabungen hätten zwar noch nichts ergeben, vor wenigen Tagen jedoch sei eine Stele gefunden worden und diese ein sicheres Indiz dafür, nun an der richtigen Stelle angelangt zu sein und bald auf den Hauptfund zu stoßen.

Er sprach hastig und zugleich unter scheinbar großen Mühen, wie ein Mensch, der unbedingt etwas abschließen will und bereits das Anheben der Woge spürt, die ihn in Kürze hinwegfegen wird. Ich unterbrach ihn schließlich und fragte ihn nach dem Grund seines Kommens. Wieso ein Mann, der auf die fünfzig zugeht und nach eigenem Bezeugen alleinstehend ist, darauf besteht, seine Fruchtbarkeit untersuchen zu lassen, war mir zwar schleierhaft, doch angesichts meines zunehmend ausgedünnten Stamms an Patienten stellte ich keine weiteren Fragen und nahm die entsprechenden Untersuchungen vor. Dabei bemerkte ich eine seltsame Hautstelle am Oberschenkel. Sie war ungefähr zehn Zentimeter im Durchmesser und von einer Struktur und Farbe, die keinerlei Ähnlichkeit mit irgendetwas aufwiesen, das ich bislang gesehen hatte. Sofort fiel

mir Laura Winter wieder ein. Es stimmte nicht, was mir gerade durch den Kopf gegangen war. Ich hatte derartige Hautveränderungen bereits gesehen und zwar bei ihr. Die Proben hatten damals nichts ergeben und ich gab die Sache ziemlich schnell auf. Trotzdem bat ich meinen Patienten, eine Gewebeprobe entnehmen zu dürfen. Er stimmte zu, vollkommen ausdruckslos. Das war merkwürdig. Bei der in seinem Alter so deplatzierten Sorge um seine Fruchtbarkeit war er doch so vollkommen gleichgültig gegenüber einer signifikanten Veränderung seines Gewebes, die allen Anlass geboten hätte, mehr als nur beunruhigt zu sein.

Wir geben es auf, ich gebe es auf. Alle Mühe hat zu nichts und wieder nichts geführt. Und doch weiß ich, da unten ist etwas, etwas Großes. Ich weiß es nicht nur, weil ich die Hinweise zusammen gesetzt habe, die sich bis zur Gewissheit verdichten. Ich spüre es, kann es fühlen, wie eine unsichtbare Präsenz und sehe es deutlich in meinen Träumen. Auch die Instrumente zeigen manchmal Bruchstücke, regelmäßige Linien unter dem Meeresgrund, deren Symmetrie und exakt aufeinander abgestimmte Winkel kein Zufall sein können. Und doch konnten wir keinen einzigen Millimeter davon ausgraben, immer war da nichts als Schlamm und Dreck, so tief wir auch buddelten, weit tiefer als unsere Instrumente und Messungen es notwendig scheinen ließen. Die Gelder sind schon lange ausgelaufen und auch unsere mit Müh und Not akquirierten privaten Finanziers haben uns im Stich gelassen. Mein wissenschaftlicher Ruf ist endgültig ruiniert und ich komme nur noch in die Universität, um meine Vorlesungen zu halten und - was wesentlich wichtiger ist - die Instrumente im Labor zu benutzen. In der ganzen Aufregung geriet die kleine Stele, die wir vor drei Jahren fanden noch am gleichen Tag ins Vergessen. So konnte ich sie vor Kurzem mit nach Hause nehmen, da niemand sie je vermissen wird, ich aber zusehends zu der Ansicht gelange, sie sei der Schlüssel zu allem.
Am Anfang habe ich es nie lange in ihrer Gegenwart ausgehalten. Sie war so vollkommen perfekt in Farbe und Form, dass ich stets das Gefühl hatte, mich in der Nähe eines Gegenstandes zu befinden, dessen bloße Existenz die uns bekannten Gesetze des Universums verletzt. Die Stele ist exakt 50 Zentimeter hoch, 20 breit und einen Zentimeter dick, dabei jedoch von immenser Festigkeit. Ich bin überzeugt, sie würde

einen Aufprall aus beliebiger Höhe ohne den kleinsten Kratzer überstehen. Angesichts dieser absoluten Vollkommenheit ist es äußerst merkwürdig, dass in der unteren rechten Ecke der Stele ein etwa Streichholzschachtel großes Stück fehlt. Zwar sind die Kanten und Ecken dieses Bereichs ebenso perfekt wie der Rest der Stele, doch verleiht ihr das Fehlen dieser Ecke etwas eigentümlich Asymmetrisches.
Eine Seite ist leer, die andere mit den römischen Ziffern eins und zwei bedeckt, was ein vollkommener Widersinn ist, denn die Stele ist auf jeden Fall weit älter als das römische Reich und sei es in dessen Frühzeit. Genau genommen kann ich das nicht mit Sicherheit sagen. Jeder meiner Versuche, das Alter zu datieren oder das Material zu bestimmen, blieb bislang erfolglos und da ich bereits jede mir bekannte Methode zur Anwendung gebracht habe, denke ich, hier vor einem unlösbaren Rätsel zu stehen. Ihrem Zustand nach erscheint die Stele, als sei sie entweder eben erst erschaffen worden oder als würde es sie bereits seit jeher geben. Die römischen Ziffern - so es denn welche sind - halte ich für einen komplexen Code, an dessen Entschlüsselung ich seit einem halben Jahr arbeite, ebenso erfolglos wie an allen anderen dieses Phänomen betreffenden Fragen.

Die vollkommene Unfruchtbarkeit Tim Winters festzustellen war kein Problem, seine Gewebeprobe zu analysieren ein weit Größeres, doch glücklicherweise hat die Technik in den letzten Jahren sprunghafte Fortschritte gemacht. Was mir bei Laura Winter noch unmöglich war, ist mir diesmal gelungen. Im Grunde hätte ich mir keine Mühe machen müssen, denn ich habe Tim Winter niemals wiedergesehen und so werde ich auch wohl nie erfahren, ob er mit Laura Winter verwandt ist oder nicht. Die Namensgleichheit fiel mir erst auf, als ich ihn zum Schluss der Untersuchung die entsprechenden Papiere ausfüllen ließ. Als ich meinen Blick auf die Unterlagen richtete, war er bereits verschwunden. Der Name Winter ist in unserer Gegend jedoch ein äußerst häufiger Name. Nachdem ich die Gewebeprobe analysiert hatte, nahm ich jedoch Abstand von meinem ursprünglichen Vorhaben, bei der Universität anzurufen, um mir Adresse und Telefonnummer meines verschwundenen Patienten geben zu lassen. Manchmal ist es besser, nicht alles zusammen zu setzen und die Dinge zu lassen, wie sie sind.
Ein Irrtum ist absolut ausgeschlossen und doch werde ich sicherlich keines meiner Ergebnisse je veröffentlichen. Ich kann

mir auch nicht vorstellen, dass jemand daran bald noch Interesse haben könnte. Tim Winter ist nicht nur absolut unfruchtbar, er altert auch nicht und ich kann mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass beide Phänomene miteinander verbunden sind, obwohl ich nicht weiß, welches von beiden das andere ausgelöst hat oder - und zu dieser These würde ich neigen, auch wenn ich damit eine unbekannte Größe einführe - ob sie nicht im Gegenteil beide durch ein drittes Ereignis ausgelöst wurden. Wenn ich sage, Tim Winter altert nicht, so ist das prinzipiell nicht ganz richtig, auch wenn der ganze Prozess genau darauf hinauslaufen wird. Das von mir analysierte, dem eigentümlichen Fleck auf seinem Oberschenkel entnommene, Gewebe altert nicht. Zugleich tendiert es dazu, anderes Gewebe zu assimilieren, was zusammen genommen zu einer progressiven Erkrankung führt, die zwar sehr langsam verläuft, jedoch unaufhaltsam ist und sich schließlich auf den ganzen Körper erstrecken wird. Ich verstehe nicht wirklich, wie es funktioniert. Jedoch scheint das Gewebe zu seinem Bestand unabhängig von Zellteilung zu sein und aus einer Materie zu bestehen, die es irgendwie vermag, sich den unvermeidlichen Spuren der Zeit zu entziehen. Vorausgesetzt, Tim Winter wird nicht von einem Zug überfahren, kann er auf diese Weise wahrscheinlich noch der entlegensten Zukunft als Zeitzeuge beiwohnen.
Das ist jedoch nicht das eigentlich Erschreckende. Bislang hätten wir es nur mit einem Wunder der Natur zu tun, das evolutionsbiologisch durchaus erklärbar wäre. Was jedoch jede Erklärbarkeit sprengt ist ein anderer Umstand. Wenn ich die auf meinen Daten beruhenden Prozesse von der kleinen mir zur Verfügung stehenden Gewebeprobe hochrechne und ihre Auswirkungen auf den gesamten Körper zu ermessen versuche, was natürlich immer auch Spekulation ist, weil ich über eine nur unzureichende Menge an Information verfüge, glaube ich trotz aller Unsicherheit mit ziemlicher Sicherheit eines festgestellt zu haben: Am Ende des Prozesses wird nicht ein Tim Allen mit anderer Haut stehen, sondern ganz im Gegenteil ein vollkommen anderes, nicht zu beschreibendes Wesen, das nichts mehr mit Tim Allen gemein haben wird und dessen Rolle und Funktion auf dieser Erde nicht im mindesten vorausgesagt werden können.

Auf die einfachsten Dinge kommt man immer erst am Schluss. So verbrachte ich über zwei Jahre damit, die Zeichen auf der

Stele zu entziffern. Lange Zeit arbeitete ich mit der Hypothese, es handle sich bei den Zeichen nicht um die römischen Ziffern eins und zwei, sondern eine bislang unbekannte Schrift, die in der Reihung und Interpunktion uns bislang unbekannter, jedoch einfacher Zeichen bestehe, weshalb ich glaubte, zu einer Entschlüsselung aufgrund meiner mathematischen Kenntnisse durchaus in der Lage zu sein. Ich kam auf diese Weise nicht einen Schritt weiter und entschloss mich, noch einmal sämtliche Hinweise durchzugehen, die ich meinem Studium der religiösen Stätten der Umgebung entnommen hatte. Da ich etwas zu finden hoffte, was mir bislang verborgen geblieben war, wandte ich eine andere Methode an, um mich der Materialgrundlage aus einer anderen Richtung zu nähern. Was ich entdeckte, hätte mich erschrecken sollen, doch war ich seit längerem zu keinen größeren Gefühlsregungen mehr fähig und erkannte in allem nur noch sich auf verborgene Art vollziehende Zwangsläufigkeit. Große Veränderungen standen bevor. Man musste nur auf die Straße gehen, um sich davon zu überzeugen. Was ich bei meinen Untersuchungen herausfand, war, dass die umliegenden Kultstätten nicht nur auf jenen unweit der Küste im Meer gelegenen Ort verwiesen, sondern zugleich deutlich vor ihm warnten, als hätte ein wesentlicher Bestandteil der hier früher ausgeübten religiösen Praktiken vor allem darin bestanden, die Gläubigen zu veranlassen, jenem Ort im Meer fernzubleiben und den fraglichen Abschnitt des Strandes am besten gänzlich zu meiden. Weitere Hinweise, die mir hätten helfen können, den Code auf der Stele zu entschlüsseln fand ich nicht.

Dies gelang mir erst, als ich, mehr aus Langeweile denn aus in meinem Augen berechtigter Hoffnung, die Ziffernfolge auf der Stele behandelte wie einen Binärcode, indem ich die eins als null und die zwei als eins setzte, um sie anschließend mit verschiedenen archetypischen Bedeutungen in Verbindung zu setzen. Auf diese Weise wäre es mir sicher gelungen, die Botschaft zu entschlüsseln. Doch es wurde zusehends schwerer, die Stele zu untersuchen, weil sich in den letzten Tagen merkwürdige, rapide an Tiefe zunehmende, Einschnitte auf ihrer Oberfläche abzeichneten. Sie wurde von senkrecht und wagerecht verlaufenden, in einem absoluten rechten Winkel zueinander stehenden, Linien durchzogen, die sie, wenn der Prozess mit dieser Geschwindigkeit voranschritt, binnen der nächsten Tage in eine Vielzahl kleiner Rechtecke zerschneiden würden, deren Maße genau jenem Stück entsprachen, das in der

unteren rechten Ecke zu fehlen schien. Im Grunde war es egal. Die Sache lag mittlerweile auf der Hand. Der Fleck auf meinem Oberschenkel hat sich mittlerweile über das komplette Bein ausgebreitet. Wahrscheinlich werde ich bald sterben, doch das ist mir vollkommen gleichgültig.

Laura Winter sitzt in einem Bus und fährt von Stadt zu Stadt. Überall bleibt sie ein wenig, trifft viele Menschen, unterhält sich, lacht und tanzt mit ihnen. Dann scheint es plötzlich, als wäre sie an diesem Ort fertig und sie bricht auf, um weiter zu fahren, bis sie in einer neuen Stadt ankommt und das ewig gleiche Prozedere wiederholt. Sie ist wie eine unsterbliche Biene, die von Blume zu Blume fliegt, um ganze Wiesen zu bestäuben. Tim geht mit einem Sack durch die Stadt, in dem Steine sind, die er am Strand, auf Spielplätzen und im Park verteilt, überall wo viele Leute sind. Danach geht er nach Hause uns setzt sich ans Fenster, um stundenlang nach draußen zu schauen. Das macht er jetzt jeden Abend. Eines Abends steht er auf, nimmt sein Portemonnaie und setzt sich in einen Bus, der ihn in eine weit entlegene Stadt bringt, wo er sich mit vielen Menschen unterhält, mit ihnen lacht und tanzt, bis er plötzlich fertig ist und weiterzieht. Viele Menschen in der Stadt werden wie Laura und Tim und begeben sich plötzlich auf lange Fahrt, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Die Gegend ist schon halb entvölkert.

Es raubt mir den Verstand. Ich frage mich nur, wann ich an der Reihe bin. Es kann nicht mehr lange dauern, soviel ist gewiss. Nahezu alle Menschen, die ich auf der Straße treffe, haben Stellen, die ebenso aussehen wie bei Laura und Tim Winter, die einfach verwandt sein müssen, weil es sonst keine Erklärung dafür gibt, wie sich solch eine Sache so schnell verbreiten kann. Bei manchen ist es nur ein kleiner Punkt, bei anderen sind bereits komplette Körperteile befallen. Letztere verschwinden meist aus der Stadt und kommen nicht zurück. Warum kann ich mir vorstellen, doch ich ziehe es vor, meine Energie darauf zu verwenden, nicht darüber nachzudenken. So gelangt unser Ort doch noch zu geschichtlicher Relevanz, es wird jedoch kein Geschichtsbuch geben, das diesen Umstand für die Nachwelt festhält. Zwar bin ich mir sicher, es wird eine Nachwelt geben, doch wird es keine Sein, wie wir sie kennen oder sie uns vorstellen können. Die Menschen werden vom Antlitz der Erde verschwinden und von einer Art verdrängt werden, über die

nichts bekannt und nichts in Erfahrung zu bringen ist. Ob dieser Umstand für die Einzelnen, an denen sich die Transformation vollzieht, wie ein Tod ist, auf den ein neues Leben in einem neuen Körper folgt, der dann allerdings von jemand anderem bewohnt wird oder wie eine kontinuierliche Veränderung, welche die Persönlichkeit oder zumindest Teile von ihr intakt lässt, kann ich nicht sagen. Ebenso wenig ist erkennbar, ob, wenn der Prozess einmal abgeschlossen sein wird, auf der Erde absolutes Chaos herrschen oder sie im Gegenteil von einer weit höher entwickelten Zivilisation bewohnt sein wird. Sicher ist nur, die Tage der Menschen sind vorbei, die Zukunft ungewiss und ich weiß nicht, was ich unternehmen soll. Wie mag es sich anfühlen, wenn die Verwandlung beginnt und schließlich so weit fortgeschritten ist, dass der innere Drang einsetzt, die Stadt zu verlassen, um irgendwohin zu fahren, wohin kann ich nicht sagen, weil von den Verschwundenen nichts zu hören ist. Und wie wäre es wohl, wenn ich es irgendwie schaffen würde, an einen Ort zu fliehen, an dem niemand ist, wo ich vielleicht der Ansteckung entgehen könnte. Ich wäre der letzte meiner Art. Die Menschen redeten eine Zeit lang von schwarzen Steinen, die überall in der Stadt verstreut wären. Ich habe keine Lust mehr zu warten, bis es soweit ist und suche jeden Abend draußen herum. Schließlich finde ich einen, vielleicht den letzten, einen den noch keiner gefunden hat. Ich hebe ihn auf. Er ist perfekt, noch nie habe ich einen Gegenstand von vergleichbarer Form und Farbe gesehen. Ich halte ihn auf meiner Handfläche und betrachte aufmerksam, wie er im Fleisch meiner Hand versinkt.